

Freundschaft in der Seelsorge¹

Seelsorge als Beziehungsarbeit stellt die Anforderung, eigene Bedürfnisse nach Freundschaft sowie Erfahrungen von Gegenseitigkeit in den Rahmen professioneller Verantwortung rückzubinden. Nur so können Missbrauch und Grenzverletzungen hintangehalten werden.

● Als ich als junge Theologin vom Studium in die Gemeindegarbeit einstieg, freute ich mich darauf, einen Beruf zu haben, der mir vielfältige Beziehungen mit Menschen ermöglichen würde. Eine wesentliche Dimension meines Berufes sah ich in der Beziehungsarbeit, ohne die keine Seelsorge möglich sein würde. Meine bisherigen Erfahrungen als Ehrenamtliche in Jugendarbeit und Diakonie prägten mein Bild dieser Beziehungsarbeit: Menschen in Freundschaft begegnen, Gemeinschaft erleben, Nähe zulassen. Die theologische Grundlage für dieses Berufsbild fand ich in den Dokumenten des Zweiten Vatikanums, insbesondere in der Rede über das pilgernde Volk Gottes (LG).

Nach kurzer Zeit wurde mir immer deutlicher und manchmal auch schmerzlich bewusst, dass ich nicht einfach als Person wahrgenommen wurde, sondern als Vertreterin einer Institution mit einer besonderen Aufgabe. Man begegnete mir als Beauftragter der Kirche, der Pfarrei, als

Angehöriger der Berufsgruppe der TheologInnen, als Frau in einer kirchlichen Anstellung. Ich erlebte unterschiedlichste Reaktionen, von denen ich wusste, dass sie weniger mit meiner Person als mit der neuen Rolle zu tun hatten, in der ich mich nun würde einfinden müssen. Je nach kirchlichen Vorerfahrungen und Bildern meines Gegenübers wurde ich mit Lob oder Tadel eingedeckt. Die einen suchten mich als Verbündete zu gewinnen, während mich andere mit Nichtbeachtung »bestrafen«. Wie ich mich in dieser Berufsrolle bewegen, wie ich darin ein meiner Aufgabe angemessenes Verhalten erwerben, wie ich trotz Zuschreibungen von außen ich selber bleiben könnte, das hatte ich in meiner Ausbildung nicht gelernt. Während ich für die theologischen Belange meiner Arbeit über eine Qualifikation verfügte, die mir ein fachlich fundiertes Arbeiten ermöglichte, hatte ich für die seelsorgerlichen Belange wenig Ressourcen, auf die ich zurückgreifen konnte, um die Arbeit professionell bewältigen zu können. Ich war gefordert, mir selber Quellen zu erschließen, durch die ich das für die Beziehungsarbeit erforderliche Rüstzeug erwerben konnte. Ich besuchte Weiterbildungen, Supervision, pflegte den Austausch mit KollegInnen und ging dem spirituellen Boden meines Lebens und Arbeitens nach.

Professionalität und Freundschaftlichkeit

● Wer in der Seelsorge tätig ist, agiert nicht als Privatperson, sondern begegnet Menschen in einer durch die Institution Kirche definierten Aufgabe. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, wird ein fachlicher Hintergrund vorausgesetzt, der sich in den Zulassungskriterien zum kirchlichen Dienst widerspiegelt. Mein Handeln in dieser Aufgabe ist berufliches Handeln als Seelsorgerin und unterscheidet sich von meinem privaten Handeln in wesentlichen Punkten:

In den Beziehungen zu den Menschen, die sich mir anvertrauen, besteht ein Machtgefälle. Dieses Machtgefälle gibt es auch dann, wenn wir als Kirche »gemeinsam unterwegs« sind, wenn »Leben teilen« als Bild von Seelsorge handlungsleitend ist und wenn »Geschwisterlichkeit« im Leitbild der Pfarrei als deren Wesensmerkmal definiert wird. Dieses Machtgefälle besteht darin, dass ich kraft meines Amtes einen Auftrag habe, diese Beziehung adäquat zu gestalten und mir diese Erwartung auch entgegengebracht wird. Menschen vertrauen sich mir an, weil man mir als Fachperson und als Vertreterin der Kirche verantwortungsbewusstes Handeln zutraut. In besonderem Maß besteht dieses Machtgefälle, wenn Menschen in Not- oder Grenzsituationen von mir Unterstützung erwarten, wenn mein Gegenüber sich ohnmächtig und hilfebedürftig fühlt.

Während ich in meinen privaten Beziehungen auf Gegenseitigkeit bedacht bin, habe ich in einer professionellen Beziehung die Aufgabe, das bestehende Machtgefälle anzuerkennen und verantwortungsbewusst damit umzugehen. Wo es ein Machtgefälle gibt, besteht die Gefahr von Machtmissbrauch. Ich kann mein Gegenüber manipulieren für meine Ziele und Wünsche oder für Ziele, die ich aufgrund meiner Aufgabe glau-

be erfüllen zu müssen. Der sorgsame Umgang mit meinem Gegenüber in der Seelsorge beginnt da, wo ich Ungleichheit oder Abhängigkeit eingestehe und nicht leugne, sie wahrnehme und zu verstehen versuche. Der zweite Schritt ist der, dass ich meine Beziehung zu den Menschen in der Seelsorge aufgrund meines fachlichen Hintergrundes entsprechend meiner Aufgabe aufnehme und nicht aufgrund meiner eigenen Beziehungsbedürfnisse.

Seelsorgerliche Arbeit ist jedoch mehr als die Beziehungsarbeit anderer Professionen auch auf das freundschaftliche Moment verwiesen.

»das bestehende Machtgefälle anerkennen«

Gemeinsames Unterwegs-Sein fordert mich als ein menschliches Gegenüber. Ich bin als Person und nicht nur als Fachperson angefragt. Wie ich lebe, was ich glaube, welche Werte für mich wichtig sind – all das will erlebt werden können. Dass ich mich als Mensch zu zeigen bereit bin und mich einlasse auf ein Stück Gegenseitigkeit, macht es erst möglich, gemeinsam unterwegs zu sein. Insbesondere in der Jugendarbeit habe ich erlebt, wie Gegenseitigkeit eingefordert wird, damit Jugendliche sich selber einlassen können. In dieser Gegenseitigkeit erlebe ich immer wieder Freundschaft, fühle mich getragen und genährt. Freundschaftliche Erfahrungen lassen die Beziehungsarbeit in der Seelsorge zu einer persönlichen Bereicherung werden, auch zu einer Energie- und Motivationsquelle für die Arbeit. Dennoch darf mich dieser persönliche Gewinn nicht vergessen lassen, dass ich nicht als Privatperson angefragt bin. Meine berufliche Verantwortung erfordert, dass ich bereit und fähig bin, die freundschaftlichen Momente an meinen professionellen Auftrag rückzubinden. Beziehungen als Seelsorgerin verantworte ich auch im Fall von

wertvollen Erfahrungen der Gegenseitigkeit vor dem Hintergrund meiner beruflichen Rolle.

Beziehungsarbeit in der Seelsorge ist nicht dafür da, dass ich mich als Seelsorgerin eingebettet und anerkannt fühle. Meiner Beobachtung nach ist dies die verbreitetste Form des Machtmissbrauchs in der Seelsorge und erfolgt in der Regel ohne böse Absicht. Beziehungsarbeit als

»Beziehungsarbeit im Dienst meiner Aufgabe«

Seelsorgerin wird missverstanden, wenn ich in erster Linie für mich selber Sorge. Das bedeutet nicht, dass ich meine Bedürfnisse und Erwartungen nicht einbringen soll oder dass ich nicht um den Schutz meiner persönlichen Grenzen besorgt sein muss. Aber es bedeutet wohl, dass Beziehungsarbeit in der Seelsorge nicht für mein Bedürfnis nach Anerkennung und Freundschaft, auch nicht für mein Bedürfnis zu helfen oder zu lernen da ist. Beziehungsarbeit steht im Dienst meiner Aufgabe.

Beziehungsarbeit in der Seelsorge ist daraufhin angelegt, dass Menschen beziehungsfähig und nicht abhängig werden. Das bedeutet auch, dass ich selber nicht von beruflichen Beziehungen abhängig werde. Wenn die Erwartungen einer exklusiven Freundschaft an mich herangetragen werden, bin ich dafür verantwortlich, diese Erwartungen nicht zu erfüllen. Im Unterschied zu anderen Professionen gibt es in der Seelsorge keinen zeitlichen oder räumlichen Rahmen wie Sprechstunden oder Beratungsräume, der die professionelle Beziehung äußerlich zu begrenzen hilft. Grenzen dennoch zu wahren, erfordert eine hohe soziale Kompetenz der Seelsorgerinnen und Seelsorger.

Als helfende Fachperson bin ich im besonderen Maß Ziel von Übertragungen. Menschen tragen Wünsche, Bedürfnisse, Beziehungsange-

bote an mich heran, weil ich etwas verkörpere, das ihnen in Erfahrungen oder Sehnsüchten begegnet. Diese Projektionen lösen in mir wiederum Gefühle aus, die ich als Reaktionen auf eine Übertragung erkennen muss, um die seelsorgerliche Beziehung verantwortungsvoll gestalten zu können. Als Fachperson bin ich in dieser Situation verantwortlich dafür, was ich zulasse und was nicht. Keinesfalls kann ich meinem Gegenüber die Verantwortung dafür übertragen, wenn ich in einer solchen Situation die Grenzen meiner Rolle überschreite.

Freundschaften sind ein tragendes Element der Gemeinde unterwegs. Menschen verbinden sich in Gruppen, Projekten oder für einzelne Vorhaben. SeelsorgerInnen sind gefordert, diese Beziehungsräume zu schaffen oder zu unterstützen. Beziehungsarbeit in der Seelsorge ist demnach nicht nur ein individuelles Beziehungsangebot, sondern auch ein sozialräumliches Angebot.

Zugänglichkeit statt Verfügbarkeit

● Wo Beziehungsgestaltung in der Seelsorge zum Thema wird, begegnet uns immer wieder das Schlagwort der »Verfügbarkeit«. Meiner Erfahrung nach verbirgt sich hinter diesem Begriff meistens eine Erwartungshaltung gegenüber SeelsorgerInnen, die in menschliche Katastrophen führt. Die Interpretationen von Verfügbarkeit, mit denen ich bisher konfrontiert wurde, drücken aus, dass der seelsorgerlichen Tätigkeit über allen anderen Lebensbereichen Priorität eingeräumt werden muss – zeitlich, räumlich, psychisch. Immer wieder wird die Forderung des Pflichtzölibats für Priester mit der Forderung nach Verfügbarkeit untermauert. Persönliche Verpflichtungen aufgrund partnerschaftlicher

oder familiärer Beziehungen sollen die Verfügbarkeit für die Gemeinde nicht gefährden. Auch wer nicht zölibatär lebt, sieht sich im Sinn eines Defizits mit dem Anspruch der Verfügbarkeit konfrontiert. Nach wie vor werden Seelsorgerinnen und Seelsorger, unabhängig von ihrer Lebensform, an diesem »Ideal« gemessen und unter einen massiven Erwartungsdruck gestellt.² Beziehungen, die nicht dem Aufgabenbereich der Seelsorge zugeordnet sind, werden zum Hindernis für die berufliche Tätigkeit degradiert.

»die fatalen Folgen des Mythos »Verfügbarkeit«

Paar- und Familienbeziehungen von SeelsorgerInnen werden bis über die Grenzen der Belastbarkeit strapaziert. Während die fatalen Folgen des Mythos »Verfügbarkeit« von nicht-zölibatären SeelsorgerInnen in der Pastoral immer wieder thematisiert und Wege gesucht werden, mit dem Unmöglichen zurechtzukommen, bleibt die verheerende Auswirkung der Forderung nach Verfügbarkeit auf die Priester in der kirchlichen Öffentlichkeit wenig hinterfragt. Auf die persönlichkeitschädigende Wirkung einer selbstausbeutenden Identifikation mit dem System Kirche, die die gelebte Verfügbarkeit nach sich zieht, hat Eugen Drewermann ausführlich hingewiesen.³ Dennoch wird dieses Ideal in der Regel nur in seinen negativen Auswirkungen auf die Situation verheirateter SeelsorgerInnen thematisiert, aber kaum als Wert an sich hinterfragt.

Das wesentliche Problem der »Verfügbarkeit« sehe ich darin, dass mit dieser Erwartung letztlich die Beziehungsfähigkeit in der Seelsorge massiv leidet. Was passiert mit meiner Beziehungsfähigkeit, wenn ich nicht für mein eigenes Wohlbefinden sorgen darf? Wie kann ich die Bedürfnisse anderer Menschen wahrnehmen, wenn ich meine eigenen Bedürfnisse nicht ken-

ne? Wie kann ich Grenzen meines Gegenübers respektieren, wenn ich meine Grenzen ignoriere? Soziale Kompetenz ist für die seelsorgerliche Arbeit wesentlich und ich wage schlichtweg zu behaupten, dass die Ideologie der Verfügbarkeit Menschen daran hindert, soziale Kompetenz zu entwickeln und dafür Sorge zu tragen. Statt verfügbar zu sein, wäre es wesentlich, zugänglich zu sein.⁴ Diese Zugänglichkeit für andere Menschen bzw. also die eigene Beziehungsfähigkeit zu erhalten, darin sehe ich eine wichtige Verantwortung von SeelsorgerInnen.

Grenzverletzungen in der Seelsorge

- Sorge zu meiner Beziehungsfähigkeit trage ich dann, wenn ich außerhalb des Berufes persönliche Beziehungen pflege, durch die ich emotional genährt, aber auch in Frage gestellt und herausgefordert werde. Wer emotional unterernährt ist, setzt sich höchster Gefahr aus, die eigenen Bedürfnisse unreflektiert in professionellen Beziehungen zu kompensieren.

Konfrontiert mit dem Phänomen der sexuellen Ausbeutung in der Seelsorge mache ich die Erfahrung, dass Grenzverletzungen vielfach durch Menschen geschehen, die im Beruf alles geben. Sie kennen keinen Unterschied zwischen privaten und beruflichen Beziehungen. Ihr ganzes Leben ist Beruf und sie werden dafür anerkannt, diese Leistung zu erbringen. Wird ein Missbrauch aufgedeckt, fällt das Umfeld aus allen Wolken und versteht nicht, dass ausgerechnet dieser Person ein gravierendes Verschulden anzulasten sei. Täter werden von ihrem Umfeld sogar verteidigt oder in Schutz genommen. Diese Reaktion ist für ein Opfer eine schwere, zusätzliche Belastung und führt dazu, dass die Angst vor dem Schritt in die Öffentlichkeit noch

größer wird. Im Extremfall muss das Opfer damit rechnen, dass ihm die Schuld zugewiesen wird, weil es die Zukunft eines anerkannten und beliebten Seelsorgers gefährdet.

Wer im Beruf alles gibt, kann leicht das Empfinden und Bewusstsein dafür verlieren, dass es persönliche Bedürfnisse gibt, die zu stillen der Beruf nie erlaubt. Grenzverletzungen in der Seelsorge passieren nicht erst beim sexuellen Übergriff. Grenzverletzungen passieren bereits dort,

»wer im Beruf alles gibt«

wo ich Menschen, die mir anvertraut sind, missbrauche, um mich selber als wichtig und wertvoll zu erfahren oder mir Geborgenheit zu verschaffen. Solches Überschreiten der Grenzen des

Privaten ist zwar nicht als kriminelles Verhalten zu bewerten, wohl aber als grobes berufliches Fehlverhalten. In der Regel geschieht es keineswegs aus dem Bedürfnis, jemanden zu missbrauchen, sondern aus fehlender Auseinandersetzung mit der eigenen Verantwortung in seelsorgerlichen Beziehungen. Die Aus- und Weiterbildung in der Seelsorge ist herausgefordert, Chancen und Grenzen von professionellen Beziehungen aufzuzeigen. Es wäre jedoch ein Missverständnis, aufgrund dieser Ausführungen anzunehmen, die Gefahr von Missbrauch schließe Erfahrungen von Gegenseitigkeit und Freundschaft in der Seelsorge aus. Sie zeigt aber deutlich auf, dass es eine Einbettung braucht in den Rahmen einer beruflichen Verantwortung.

¹ Hintergrund meiner Gedanken sind konkrete Erfahrungen aus dem Alltag als Seelsorgerin sowie aus der Beratungs- und Bildungsarbeit mit SeelsorgerInnen. Sie sind geschrieben, um zum Nachdenken über die Möglichkeiten und

Grenzen von Freundschaft in der Seelsorge anzuregen. Ein Anspruch auf Wissenschaftlichkeit wird nicht erhoben.
² z.B. Bruno Strassmann-Schanes, Seelsorge mit Familie, in: Schweizerische Kirchenzeitung 10/2002 und

die Reaktion von Stefan Schaub auf diesen Beitrag in der Ausgabe 15/2002.

³ Z.B. Eugen Drewermann, Kleriker. Psychogramm eines Ideals, Olten 1989.

⁴ Diese hilfreiche Gegenüberstellung von Zugänglichkeit und Verfüg-

barkeit habe ich in einem anderen Zusammenhang bei Lothar Böhnisch thematisiert gefunden: Lothar Böhnisch, Räume, Zeiten, Beziehungen und der Ort der Jugendarbeit, in: Deutsche Jugend 2 (2002) 74.

Wir gratulieren:

Die Redaktion von *Diakonia* gratuliert ihrem Mitglied Prof. Dr. Norbert Mette ganz herzlich zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Freiburg i.d. Schweiz am 15. November 2002.

Professor Mette wurde damit für seine herausragenden Leistungen als Pastoraltheologe und Religionspädagoge geehrt, wobei insbesondere seine wissenschaftstheoretischen Arbeiten, seine Arbeiten zur Sozialpastoral sowie sein En-

gagement für eine Vermittlung unterschiedlicher kontextueller Ansätze (z.B. aus Südamerika oder aus Frankreich) in den deutschsprachigen Diskurs der Praktischen Theologie zu betonen sind.

Mit der Gratulation verbinden wir einen ebenso herzlichen Dank dafür, dass Norbert Mette seit Jahren sein umfassendes Wissen, seine präzisen Analysen und seinen großen Weitblick so fruchtbar in unsere Redaktion einbringt.